

Muriel
Spark
*Meister-
erzählungen*

Diogenes

Muriel
Spark
*Meister-
erzählungen*

Diogenes

d

Muriel Spark
Meistererzählungen

Aus dem Englischen von Peter Naujack und Elisabeth
Schack

Diogenes

Die Schwarze Madonna

Als man die Schwarze Madonna in der Kirche des Heiligen Herzens aufgestellt hatte, kam der Bischof höchst persönlich, um sie zu weihen. Zwei Chorknaben mit besonders prächtigem Lockenkopf trugen seine lange purpurne Schleppe. Als er vom Presbyterium über den Hof zur Kirche schritt, breitete sich plötzlich dünnes Oktobersonnenlicht über die Prozession und erwies damit diesem Tag eine besondere Gunst. Das Gefolge sang die Allerheiligen-Litanei: fünf Priester in Meßgewändern aus schwerer weißer, mit schimmernden Fäden durchwobener Seide, vier Laienbrüder in schlichten roten Gewändern und danach die Gemeindemitglieder sowie die untergeordneten Reihen der Mütterunion.

In der neuen Stadt Whitney Clay gab es viele Katholiken, besonders unter den Schwestern des neuen Krankenhauses. Doch auch in der Papierfabrik arbeiteten viele Katholiken, die das großzügige Siedlungsprogramm aus Liverpool hierhergezogen hatte, und das gleiche traf für die Arbeiter der Konservenfabrik zu.

Ein Konvertit, der erst kürzlich zum katholischen Glauben übergetreten war, hatte der Kirche die Schwarze Madonna gestiftet. Sie war aus Sumpfeichenholz geschnitzt.

»Das Holz wurde im Sumpf gefunden; es hat dort Hunderte von Jahren gelegen. Da hat man sofort mit dem Bildschnitzer telephoniert, und der ist unverzüglich nach Irland hinübergefahren und hat sich an die Arbeit gemacht.

Er mußte das Holz nämlich bearbeiten, solange es noch naß war, wissen Sie?«

»Sieht ein wenig nach moderner Kunst aus.«

»Ach wo, das ist doch nicht modern; das ist ganz im alten Stil. Wenn Sie je zeitgenössische Arbeiten gesehen hätten, wüßten Sie, daß es altertümlich ist.«

»Es sieht aber mod - - - «

»Es *ist* aber altertümlich gehalten. Meinen Sie, man hätte sonst die Genehmigung erteilt, es aufzustellen?«

»So hübsch wie die ›Unbefleckte Empfängnis‹ in Lourdes ist es aber nicht. Die wirkt dagegen richtig erhebend.«

Mit der Zeit jedoch gewöhnten sich alle an die Schwarze Madonna mit den viereckigen Händen und dem geradlinig geschnitzten Faltenwurf. Nur ganz zu Anfang waren einige dafür, sie in ein Gewand zu kleiden oder ihr wenigstens einen Schleier umzuhängen.

»Sie sieht ein wenig düster aus, Vater, meinen Sie nicht auch?«

»Nein«, antwortete der Priester, »ich finde, sie sieht gut aus, wie sie ist. Wenn man sie in Stoffe hüllen wollte, würde man die ganze Linie verschandeln.«

Manchmal kamen Leute eigens aus London, um die Schwarze Madonna zu sehen, und das waren keine Katholiken; wie der Pfarrer sagte, besaßen diese Menschen wahrscheinlich überhaupt keine Religion, die armen Seelen, obgleich sie doch intelligent zu sein schienen. Sie strömten herbei wie zu einem Museum, um die Form der Schwarzen Madonna zu bewundern, die nicht durch Gewänder verschandelt werden durfte.

Die neue Stadt Whitney Clay hatte das alte Dorf verschlungen. Nur noch zwei oder drei Häuser mit doppelten Giebelfenstern, ein Gasthaus mit dem Namen *The Tyger*, eine Methodistenkapelle und drei kleine

Kramläden repräsentierten das Dorf. Den drei Läden war bereits vom Stadtrat der Abbruch angedroht worden; die Methodisten kämpften um die Erhaltung ihrer Kapelle, und nur die Häuser mit den doppelten Giebelfenstern und das Gasthaus mußten vom Planungskomitee der Stadt geduldet werden, da der Staat sie unter Denkmalschutz gestellt hatte.

Die Stadt war geometrisch in Quadrate, Halbkreise (um den Durchgangsverkehr zu erleichtern) und gleichschenklige Dreiecke eingeteilt, die an einer Stelle unvermittelt unterbrochen waren, um das alte Dorf zu umgehen, das aus der Vogelschau wie ein fröhlicher Klecks auf einem säuberlich beschriebenen Blatt aussah.

Die Manders Road bildete eine Seite eines Parallelogramms von mit Grünanlagen eingefassten Straßen. Sie war nach einem der Gründer des Konservenkonzerns ›Manders' Feigen in Saft‹ benannt worden und bestand aus einer Ladenzeile und einem langgestreckten hohen Wohnblock, der nach dem verstorbenen Sir Stafford Cripps, welcher noch den Grundstein gelegt hatte, Cripps House hieß. Die Wohnung Nummer zweiundzwanzig im fünften Stockwerk des Cripps House gehörte Raymond und Lou Parker. Raymond Parker war Werkmeister in der Motorenfabrik und Angehöriger des Betriebsrates. Er war seit fünfzehn Jahren mit Lou verheiratet, die zu jener Zeit, da man über die wundersamen Kräfte der Schwarzen Madonna zu reden begann, siebenunddreißig Jahre zählte.

Fünf von den fünfundzwanzig Ehepaaren, die im Cripps House wohnten, waren katholisch. Alle außer Raymond und Lou hatten Kinder. Eine sechste Familie war kürzlich von der Stadtverwaltung in eines der neuerbauten Sechszimmerhäuser eingewiesen worden, da außer sieben Kindern auch noch ein Großvater dazu gehörte.

Raymond und Lou galten als vom Glück begünstigt, weil sie, obwohl kinderlos, eine Dreizimmerwohnung erhalten hatten. Leute mit Kindern wurden eigentlich bevorzugt; aber ihr Name hatte seit Jahren auf der Warteliste gestanden, und einige meinten, daß Raymond Beziehungen zu einem der Stadträte besäße, der gleichzeitig einer der Direktoren der Motorenfabrik war.

Die Parkers gehörten zu den wenigen Bewohnern des Cripps House, die ein Auto hatten. Sie besaßen kein Fernsehgerät wie die meisten ihrer Nachbarn; denn da sie kinderlos waren, hatten sie es sich leisten können, ihrem Geschmack großzügig nachzugeben, und ihre Gewohnheiten wichen infolgedessen ein wenig, ihre Vergnügungen und Hobbies jedoch erheblich von denen ihrer Nachbarn ab. Die Parkers gingen nur ins Kino, wenn der *Observer* den Film gelobt hatte; Fernsehen war ihnen zu gewöhnlich; sie hielten fest zu ihrer Religion; sie wählten Labour; das zwanzigste Jahrhundert war in ihren Augen unbedingt das bisher beste; sie stimmten dem Dogma von der Erbsünde zu; sie wendeten häufig das Wort ›viktorianisch‹ auf Ideen und Leute an, die sie nicht mochten – wenn zum Beispiel einer der örtlichen Stadträte sein Amt niederlegte, sagte Raymond: »Er mußte ja gehen. Er ist Viktorianer. Und viel zu jung für diese Aufgabe.« Lou nannte Jane Austens Bücher viel zu viktorianisch; und jeder, der gegen die Abschaffung der Todesstrafe protestierte, war ein Viktorianer; Raymond hielt den *Reader's Digest*, die Automobilzeitschrift *Motoring* und den *Catholic Herald*; Lou hatte *The Queen*, *Woman's Own* und *Life* abonniert; sie lasen jeder zwei Bücher die Woche; Raymond zog Reisebeschreibungen vor, Lou mochte lieber Romane.

Während der ersten fünf Jahre ihres Ehelebens hatte ihnen die Tatsache, daß sie keine Kinder bekamen, viel

Kummer bereitet. Sie hatten sich beide mehrfach ärztlich untersuchen lassen, und Lou erhielt daraufhin eine Anzahl Spritzen, jedoch ohne jeden Erfolg. Die Enttäuschung traf sie besonders schwer, da beide aus großen, kinderreichen katholischen Familien stammten. Keiner ihrer verheirateten Brüder und Schwestern hatte weniger als drei Kinder. Eine von Lous Schwestern, die inzwischen verwitwet war, besaß sogar acht; sie überwies ihr jede Woche ein Pfund.

Ihre Wohnung im Cripps House hatte drei Zimmer und Küche. Alle ihre Nachbarn sparten für ein eigenes Häuschen. Eine einmal erkämpfte Gemeindewohnung mit niedriger Sozialmiete bedeutete für sie lediglich eine Zwischenlandestation für den Raketenflug ihrer Wünsche. Lou und Raymond teilten diesen Ehrgeiz nicht; sie waren nicht nur zufrieden mit ihrer öffentlich subventionierten Behausung, sie waren begeistert davon und betrachteten sie gewissermaßen aus aristokratischer Sicht: mit dem stolzen Bewußtsein, in dieser Beziehung von den Vorurteilen der bürgerlichen Mittelschicht, zu der sie sich immerhin zählten, frei zu sein. »Eines Tages«, sagte Lou, »wird es zum guten Ton gehören, in einer Gemeindewohnung zu wohnen.«

In der Zusammenstellung ihres Freundeskreises waren sie sehr wählerisch. Hierbei gingen jedoch, das muß gesagt werden, ihre Ansichten ein wenig auseinander. Raymond hätte gern die Ackleys gemeinsam mit den Farrells eingeladen. Mr. Ackley war Buchhalter beim Elektrizitätswerk. Mr. Farrell sortierte Feigen bei Manders, und seine Frau war Platzanweiserin im Odeon.

»Letzten Endes«, machte Raymond geltend, »sind sie doch alle katholisch.«

»Das stimmt schon«, erwiderte Lou, »aber trotzdem gehen ihre Interessen weit auseinander. Die Farrells würden nicht verstehen, worüber die Ackleys reden. Die

Ackleys beschäftigen sich am liebsten mit Politik, und die Farrells erzählen gern Witze. Ich bin kein Snob, ich denke nur vernünftig.«

»Oh, hab dich nur nicht so.« Denn niemand konnte Lou Snobismus vorwerfen, und jederman wußte, daß sie vernünftig dachte.

Als aktive Kirchenmitglieder besaßen sie einen sehr großen Bekanntenkreis. Genauer gesagt: sie waren Mitglieder verschiedener Vereinigungen und religiöser Gemeinschaften. Raymond stellte sich als Beistand zur Verfügung und organisierte außerdem die wöchentliche Fußball-Lotterie zur Unterstützung des Kirchenverschönerungsfonds. Lou kam sich besonders verloren vor, wenn die Mütterunion ihre Zusammenkünfte veranstaltete und eigene Messen lesen ließ, denn die Mütterunion war die einzige Vereinigung, für die sie nicht die notwendigen Voraussetzungen mitbrachte. Da sie vor ihrer Heirat als Krankenschwester gearbeitet hatte, war sie jedoch Mitglied der Schwesternvereinigung.

So hatte es sich ergeben, daß die meisten ihrer katholischen Freunde aus den verschiedensten Berufen kamen. Einige davon stammten zwar aus der Motorenfabrik, in der Raymond als Werkmeister arbeitete, gehörten aber unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten an, was Lou wiederum mehr empfand als Raymond. Wenn es zu entscheiden galt, wer besser zu wem paßte, ließ er daher in der Regel ihr das letzte Wort.

Die Motorenfabrik stellte eines Tages ein Dutzend Leute aus Jamaika ein. Zwei von ihnen kamen in Raymonds Abteilung. Eines Abends lud er sie zum Kaffee in seine Wohnung ein. Sie waren unverheiratet, sehr höflich und schwarz. Der ruhigere von beiden hieß Henry Pierce und der gesprächigere Oxford St. John. Zu Raymonds Überraschung und Freude entschied Lou, daß alle ihre

Bekannten, gleich welcher Stellung sie angehörten, Henry und Oxford kennenlernen mußten. Daß sie kein Snob war, sondern nur vernünftig dachte, hatte er schon immer gewußt; er hatte nur heimlich befürchtet, daß sie das Zusammenbringen ihrer alten weißen mit ihren neuen schwarzen Freunden nicht für passend halten würde.

»Ich bin froh, daß du Henry und Oxford magst«, sagte er, »und ich freue mich, daß wir sie mit so vielen Leuten bekannt machen können.« Innerhalb eines Monats hatte das dunkelhäutige Paar neun Abende im Cripps House verbracht und dabei Buchhalter, Lehrer, Packer und Sortierer kennengelernt. Nur Tina Farrell, die Platzanweiserin, schien die Bedeutung dieses Ereignisses nicht verstanden zu haben: »Ganz nette Burschen, diese Farbigen, wenn man sie erst einmal näher kennengelernt hat.«

»Jamaikaner, wollten Sie sicher sagen«, meinte Lou. »Warum sollten sie auch nicht nett sein? Sie sind nicht anders als alle übrigen Leute.«

»Ja, ja, genau das meinte ich«, sagte Tina.

»Wir sind alle gleich«, zitierte Lou. »Vergessen Sie nicht, daß es auch schwarze Bischöfe gibt.«

»Jesus, ich habe nie behauptet, daß wir uns mit Bischöfen auf eine Stufe stellen könnten!« rief Tina ganz verwirrt aus.

»Schön, aber nennen Sie diese Leute nicht Farbige.«

An Sommersonntagen führten Raymond und Lou manchmal ihre Gäste mittags im Wagen aus und landeten gewöhnlich zum Abschluß mit ihnen in einem Gasthaus am Fluß. Als sie zum ersten Mal mit Henry und Oxford einkehrten, waren sie innerlich ganz auf Abwehr eingestellt; aber niemand erhob Einwände, es gab nicht das geringste ungebührliche Aufsehen. Bald waren ihre dunklen Begleiter nirgendwo mehr etwas Neues. Oxford

St. John lernte eine rothaarige Buchhalterin kennen und wurde völlig von ihr mit Beschlag belegt, und Henry Pierce, der seinen Gefährten vermißte, verbrachte noch mehr von seiner Freizeit in der Wohnung der Parkers. Lou und Raymond hatten sich vorgenommen, ihren vierzehntägigen Sommerurlaub in London zu verbringen. »Der arme Henry«, sagte Lou. »Wir werden ihm fehlen.«

Wenn man ihn einmal aus seiner Reserve gelockt hatte, war er gar nicht mehr so still, wie man zuerst dachte. Henry war vierundzwanzig Jahre alt und äußerst wißbegierig auf allen Gebieten; seine glänzende schwarze Haut, die leuchtenden Zähne und Augen ließen ihn noch eifriger erscheinen. Er weckte mütterliche Instinkte in Lou und, bis zu einem gewissen Grad, Onkelinstinkte in Raymond. Lou liebte ihn geradezu, wenn er aus seinen Lieblingsgedichten vorlas, die er in ein Schulheft abgeschrieben hatte:

*Eile, Nymphe, und bring mit dir
Der Jugend Scherz und Heiterkeit ...*

Lou pflegte ihn häufig zu unterbrechen, um seine Aussprache zu korrigieren, und Henry verbesserte sich dann stets sehr gewissenhaft.

»*Und frohes Lachen ohne Zier*«, fuhr er fort. »*Lachen* – hören Sie das, Lou? – *Lachen!* Das ist es, wofür die menschliche Rasse geschaffen wurde. Wenn ich sehe, wie die meisten Leute ständig mit mürrischen Gesichtern herumlaufen, Lou ...«

Lou liebte diese Art der Unterhaltung. Raymond saß daneben und paffte wohlwollend seine Pfeife. Wenn Henry sich dann verabschiedet hatte, pflegte Raymond zu sagen, was für eine Schande es doch sei, daß ein so intelligenter junger Bursche vom rechten Weg abgekommen sei; denn

Henry war zwar in einer katholischen Mission aufgewachsen, hatte jedoch der Religion abgeschworen. Er fand Gefallen daran, »der Aberglaube von heute ist das Wissen von gestern« zu sagen.

»Ich kann es nicht dulden«, warf Raymond dann ein, »daß der katholische Glaube als Aberglaube bezeichnet wird. Das kann ich nicht dulden.«

»Eines Tages wird er in den Schoß der Kirche zurückkehren«, lautete Lous Beitrag zu diesem Thema, ob Henry nun anwesend war oder nicht. Wenn sie es in Henrys Gegenwart sagte, bedachte er sie dafür mit einem zornigen Blick. Dies waren aber auch die einzigen Gelegenheiten, bei denen Henry seine heitere Gelassenheit verlor und wieder still wurde.

Raymond und Lou beteten für Henry, daß er seinen Glauben wiedergewinnen möge. Lou betete dreimal in der Woche vor der Schwarzen Madonna den Rosenkranz.

»Er wird uns vermissen, wenn wir in Urlaub fahren.«

Raymond rief das Hotel in London an. »Haben Sie ein Einzelzimmer für einen jungen Herrn in Begleitung von Mr. und Mrs. Parker?« fragte er und fügte hinzu: »Für einen farbigen Herrn.« Zu seiner Freude war ein Zimmer verfügbar, und erleichtert nahm er zur Kenntnis, daß keinerlei Einwände gegen Henrys Hautfarbe bestanden.

Sie genossen ihren Urlaub in London sehr, und nur durch den Besuch von Lous verwitweter Schwester, der sie jede Woche ein Pfund als Zuschuß für den Unterhalt ihrer acht Kinder überwies, fiel ein leichter Schatten über die schönen Tage. Lou hatte ihre Schwester Elizabeth seit neun Jahren nicht mehr gesehen.

Sie besuchten sie erst gegen Ende ihres Urlaubs. Henry saß hinten im Wagen, neben einem großen Koffer voll alter Kleider für Elizabeth. Raymond saß am Steuer und sagte ein um das andere Mal: »Arme Elizabeth - acht Kinder!«,

was Lou ziemlich irritierte, obgleich sie äußerlich ruhig blieb.

Vor der Untergrundbahnstation am Victoria Park, wo sie anhielten und nach dem Weg fragten, wurde Lou von einer merkwürdigen Unruhe ergriffen. Elizabeth wohnte in einer sehr heruntergekommenen Gegend von Bethnal Green, und in den neun Jahren, die seit ihrem letzten Besuch vergangen waren, hatte Lous Erinnerung aus den schäbigen Erdgeschoßzimmern mit den abblätternden Wänden und den nackten Bretterdielen ein beinahe wohnliches Nest gemacht. Während sie jede Woche die Postanweisung an ihre Schwester abschickte, hatte sie sich mit der Zeit die Behausung in Bethnal Green in einem fast klösterlichen Licht ausgemalt; sie würde zwar kahl, aber reinlich und fleckenlos aussehen, strahlend im Glanz der frommen Ärmlichkeit. Die Fußbodendielen waren blank gescheuert, Elizabeth grauhaarig und wohl von Falten gezeichnet, aber sauber. Die Kinder, gut erzogen, kamen folgsam zum frühen Abendessen und saßen in zwei Reihen vor ihren dampfenden Suppentellern an einem langen Tisch, der fast an die Tafel im Refektorium eines Klosters erinnerte. Erst jetzt, als sie am Victoria Park hielten, überfiel Lou die dunkle Vorahnung, daß wahrscheinlich alles ganz anders als in ihrer schönen Einbildung sein würde.

»Es mag sich verschlechtert haben, seit ich das letzte Mal dagewesen bin«, sagte sie zu Raymond, der Elizabeth noch nie besucht hatte.

»Wo hat es sich verschlechtert?« fragte Raymond.

»Bei der armen Elizabeth.«

Lou hatte sich für Elizabeths schwerfällige, kurze monatliche Briefe – man konnte sie fast primitiv nennen – nie sonderlich interessiert. Elizabeth war, wie sie selbst von sich sagte, nie eine gute Schülerin gewesen. ›James hat

eine andere Arpeid«, schrieb sie, »ich hoffe das der Erger nun zu ende ist mein Blutdruck war schon zu hoch. Der Gesundheitsbeamte war sehr nett. Auch die Fürsorge. Sie schickten mir immer Essen und auch für die Kinder nach hause das nennen sie Malzeit auf Rädern. Ich bete zum Allmächtigen das James keinen Erger mehr macht aber er giebt nicht nach mit sechzehn sind sie alle gleich tun nie den Mund auf doch Gott hat seine Augen nicht geschlossen. Vielen Dank für P.A. du wirst belohnt werden deine dich liebende Schwester Elizabeth.«

Lou versuchte im Geiste, das Wesentliche aus solchen Briefen im Laufe von neun Jahren zusammenzusetzen. James war der Älteste; er mußte in Schwierigkeiten geraten sein.

»Ich hätte Elizabeth wegen James fragen müssen«, sagte Lou. »Sie schrieb mir letztes Jahr, daß er in eine üble Sache hineingerutscht sei; man sprach davon, ihn in eine Anstalt zu stecken, aber mir ist das damals alles gar nicht so richtig aufgegangen. Ich hatte zu viel zu tun.«

»Du kannst dir nicht alles aufladen«, erwiderte Raymond. »Du tust Elizabeth schon so viel Gutes.« Sie waren vor dem Haus angelangt, in dem Elizabeth wohnte. Sie hielten, und Lou sah die rissige Farbe, die blinden Fenster und die schmutziggrauen, zerfetzten Vorhänge: mit erschreckender Deutlichkeit erinnerte sie sich an ihre eigene freudlose Kindheit in Liverpool, aus der ihre Hoffnung sie fortgesehnt hatte und auf wunderbare Weise Wahrheit geworden war. Nonnen hatten ihr die Lehrstelle beschafft, wo sie sich zwischen weißlackierten Betten, strahlend weißen Wänden und Kacheln, bei heißem Wasser und Lysol im Überfluß zur Krankenschwester hatte ausbilden können. Als sie jungverheiratet war, hatte sie sich zuerst alles weißgestrichene Möbel gewünscht, die man waschen und keimfrei halten konnte. Doch Raymond

war mehr für Eiche gewesen; er hatte kein Verständnis für ihre Vorliebe für Hygiene und neue, glänzende Lackfarben, denn er war in ordentlichen Verhältnissen aufgewachsen. Straßenanzüge und Herbstfarben im Wohnzimmer gehörten zum Alltag seines Lebens. Und jetzt stand Lou vor Elizabeths Wohnung, schaute und hatte das Empfinden, wieder in ihre Kindheit zurückversetzt zu sein.

Auf dem Rückweg zum Hotel redete Lou pausenlos vor Erleichterung, daß sie diesen Besuch hinter sich hatte. »Arme Elizabeth, das Leben hat ihr wirklich keine Chance gegeben. Den kleinen Francis mochte ich gern, was hältst du von dem kleinen Francis, Ray?«

Raymond hörte es nicht gern, wenn sie ihn Ray nannte, machte jedoch keine Einwände, da er wußte, wie sehr die ganze Angelegenheit sie mitgenommen hatte. Der Besuch bei Elizabeth war nicht gerade angenehm gewesen. Sie hatte Lous Hut, Handtasche, Schuhe und Handschuhe – alles in Marineblau – bewundert; aber ihre Bewunderung klang mehr wie eine Anklage. Die Wohnung war schmutzig und übelriechend.

»Ich will euch erst einmal herumführen«, hatte Elizabeth in spöttisch affektiertem Ton gesagt, und sie mußten sich hinter ihrer hageren Gestalt durch einen engen, finsternen Korridor zwängen, bis sie in den großen Raum kamen, in dem die Kinder schliefen. Eine Reihe alter Eisenbettstellen, auf denen in unordentlichen Haufen dunkelgraue Decken ohne Laken und Bezüge lagen, stand darin. Raymond war über diesen Anblick empört und hoffte nur, daß Lou sich nicht aufregte. Er wußte sehr gut, daß Elizabeth von einer Anzahl öffentlicher Stellen ausreichend Unterstützung für eine anständige Lebensführung bezog; aber sie war einfach eine Schlampe, eine von denen, die sich nicht selbst helfen wollten.

»Hast du eigentlich einmal daran gedacht, eine Arbeit anzunehmen, Elizabeth?« hatte er gefragt und gleich darauf seine Dummheit bereut. Elizabeth nahm natürlich sofort ihren Vorteil wahr.

»Was denkst du von mir? *Ich* werde meine Kinder nicht in ein Heim schicken. *Ich* nicht! Nichts brauchen Kinder heutzutage so sehr, wie ein gutes Familienleben, und das haben sie bei mir.« Und sie fügte hinzu: »Gott hat seine Augen nicht geschlossen«, in einem Ton, der auf ihn, Raymond, gemünzt war, weil er es im Leben zu etwas gebracht hatte und dafür Strafe verdiente.

Raymond verteilte halbe Kronen an die kleineren Kinder und legte gleich viele Münzen für die größeren, die auf der Straße spielten, auf den Tisch.

»Ihr wollt schon gehen?« fragte Elizabeth Vorwurfsvoll. Dabei musterte sie Henry unverwandt und voller Interesse. Der vorwurfsvolle Ton schien mehr oder weniger eine Angewohnheit von ihr zu sein.

Sie wandte sich direkt an Henry. »Kommen wohl aus den Staaten, wie?« fragte sie.

Henry, der auf der Kante eines klebrigen Stuhles saß, antwortete nein, er käme aus Jamaika, während Raymond ihm zublinzelte, um ihn aufzuheitern.

Während des Krieges hatten wir hier aus den Staaten eine Menge solcher Burschen wie Sie«, sagte Elizabeth, ihm einen schrägen Blick zuwerfend.

Henry hielt dem zweitjüngsten Kind, einem siebenjährigen Mädchen, seine Hand hin und sagte: »Komm und erzähl mir was.«

Das Kind schwieg und fuhr mit der Hand in die Schachtel voll Süßigkeiten, die Lou mitgebracht hatte.

»Komm, erzähl mir was«, wiederholte Henry.

Elizabeth lachte. »Wenn die den Mund auftut, wird es Ihnen leid tun, daß Sie sie aufgefordert haben. Die hat

vielleicht ein Mundwerk! Sie sollten nur mal hören, was sie ihrem Lehrer täglich so an den Kopf wirft!« Elizabeths Glieder zuckten vor Lachen unter dem lose hängenden Kleid. In einer Ecke stand ein wackliges Doppelbett mit einem Nachttisch, auf dem rund um ein gerahmtes Bild des Heiligen Herzens allerlei Dosen, Blechschachteln, Kamm und Bürste und eine Anzahl Lockenwickler durcheinanderlagen. Inmitten dieses Gewimmels erspähte Raymond auch eine Schachtel, die er irrtümlicherweise für ein empfängnisverhütendes Mittel hielt. Er beschloß, Lou nichts von dieser Beobachtung zu sagen; er war überzeugt, daß sie noch ganz andere Dinge gesehen haben mußte, die seiner Aufmerksamkeit vielleicht entgangen waren – Dinge, die womöglich noch viel beunruhigender waren.

Lous Geplapper auf dem Rückweg zum Hotel hatte einen fast hysterischen Anstrich. »Raymond, Liebster«, sagte sie mit hoher, gekünstelt lustiger Stimme und affektierter Aussprache, »ich *mußte* diesem armen lieben Geschöpf einfach mein *ganzes* Haushaltsgeld für die nächste Woche geben. Wir werden hungern müssen, Liebling, wenn wir wieder zu Hause sind. Uns wird gar nichts anderes übrigbleiben.«

»In Ordnung«, erwiderte Raymond.

»Aber was hätte ich denn *sonst* tun können?« rief Lou schrill. »Sag mir, *was* um *alles* in der Welt hätte ich sonst tun können?«

»Nichts anderes, als was du getan hast«, antwortete Raymond.

»Meine *leibliche* Schwester, Raymond«, sagte Lou. »Hast du gesehen, wie sie ihr Haar gebleicht hat? – Ganz streifig, und dabei besaß sie so wunderschöne Haare.«

»Ob sie wohl überhaupt versucht, aus dieser Misere herauszukommen?« meinte Raymond. »Mit den vielen

Kindern könnte sie bestimmt eine bessere Unterkunft erhalten, wenn sie nur ...«

»Diese Sorte«, warf Henry unvermittelt ein, indem er sich vom Rücksitz des Wagens nach vorn beugte, »rührt keinen Finger. Das ist die Slum-Mentalität. Bei uns zu Hause habe ich zum Beispiel Leute gesehen, die ...«

»Das kann man überhaupt nicht vergleichen!« fuhr Lou ihn an. »Dies hier ist ein völlig anderer Fall!«

Raymond sah seine Frau überrascht von der Seite an. Henry lehnte sich beleidigt zurück. Lou dachte wütend: ›Was für eine Frechheit! Ausgerechnet *er* muß wie ein Snob daherreden - zumindest ist Elizabeth eine Weiße.<

Ihre Gebete für Henrys Rückkehr zum Glauben wurden insofern erhört, als Henry Pierce Tuberkulose bekam und sich daraufhin wieder für Religion zu interessieren begann. Man schickte ihn in ein Sanatorium in Wales, und Lou und Raymond mußten ihm versprechen, ihn noch vor Weihnachten zu besuchen. Inzwischen wandten sie sich mit der Bitte um Wiederherstellung von Henrys Gesundheit an Unsere Liebe Frau.

Oxford St. John, dessen Liebesaffäre mit dem rothaarigen Mädchen in die Brüche gegangen war, besuchte sie nun wieder regelmäßig in ihrer Wohnung, konnte jedoch nie ihre Zuneigung so gewinnen wie Henry. Oxford war älter und weniger feinfühlig und gebildet als Henry. Er stellte sich zum Beispiel vor den Spiegel in ihrer Küche und rief aus: »Mann, du bist weiter nichts als ein großer schwarzer Halunke!« Und wenn er von sich redete, spielte er stets auf seine schwarze Hautfarbe an. ›Natürlich ist er schwarz<, dachte Lou, ›aber deshalb braucht er es doch nicht ständig zu erwähnen.< Wenn man ihm die Tür öffnete, stand er mit ausgebreiteten Armen da und sagte: »Ich bin schwarz, aber hübsch, o ihr Töchter von

Jerusalem!« Und einmal, als Raymond nicht zu Hause war, begann Oxford das Gespräch darauf zu lenken, daß er überall, *am ganzen Körper*, schwarz sei, so daß es Lou abwechselnd heiß und kalt wurde und sie ständig nach der Uhr blickte und beim Stricken Maschen fallen ließ.

Dreimal in der Woche ging sie mit ihrem Rosenkranz zur Schwarzen Madonna und betete für die Gesundheit von Henry; jetzt aber flocht sie auch jedesmal die Bitte ein, Oxford St. John möge in einer anderen Stadt Arbeit finden. Sie mochte Raymond nichts sagen, denn außer ihrem Gefühl konnte sie keine stichhaltigen Einwände gegen Oxford vorbringen. Sie konnte nicht gut sagen, daß Oxford gewöhnlich sei; Raymond verachtete jeden Snobismus genauso wie sie – es war wirklich eine sehr heikle Angelegenheit. Daher war sie sehr angenehm überrascht, als Oxford St. John nach drei Wochen verkündete, daß er daran denke, sich in Manchester nach einer anderen Arbeitsstelle umzusehen.

»Weißt du«, sagte Lou zu Raymond, »da scheint wirklich etwas dran zu sein, was die Leute so über die Sumpfeichenstatue in der Kirche erzählen.«

»Das mag schon sein«, meinte Raymond. »Die Leute sagen es jedenfalls.«

Lou brachte es nicht über sich, ihm zu erzählen, daß sie die Entfernung von Oxford St. John herbeigefleht hatte. Doch als sie von Henry einen Brief erhielt, in dem er schrieb, daß es ihm besser ginge, sagte sie zu Raymond: »Siehst du, wir haben um die Rückkehr von Henrys Glauben gebetet, und so geschah es. Dann haben wir um die Wiederherstellung seiner Gesundheit gefleht, und es geht ihm schon besser.«

»Er genießt im Sanatorium ja auch eine ausgezeichnete Behandlung«, antwortete Raymond, fügte aber hinzu: »Natürlich werden wir weiter für ihn beten.« Er selbst

mochte zwar nicht mit dem Rosenkranz beten, aber er kniete doch jeden Samstagabend nach dem Segen vor der Schwarzen Madonna nieder und betete für Henry Pierce.

Immer, wenn sie ihn trafen, sprach Oxford davon, daß er Whitney Clay verlassen wolle. Raymond sagte: »Er macht einen großen Fehler, wenn er nach Manchester geht. Eine große Stadt kann sehr einsam sein. Ich hoffe, er ändert seine Absicht noch.«

»Das wird er nicht«, erwiderte Lou, so beeindruckt war sie jetzt von den Kräften der Schwarzen Madonna. Ihre Geduld und Nachsicht mit Oxford St. John, der seine Füße auf ihre Kissen legte und sich mit Vorliebe als Nigger bezeichnete, waren restlos erschöpft.

»Er wird uns fehlen«, sagte Raymond; »er ist ein so fröhlicher großer Junge.«

»Da magst du recht haben«, meinte Lou. Sie las gerade das Gemeindeblatt, was sie nur selten tat, obschon sie zu den freiwilligen Helfern gehörte, die jeden Monat Hunderte von Adressen dafür schrieben und es zum Versand brachten. Sie erinnerte sich dunkel an verschiedene Meldungen in früheren Nummern, wonach die Schwarze Madonna diese oder jene Bitte erfüllt haben sollte. Lou hatte gehört, daß manchmal Leute aus benachbarten Gemeinden wegen dieser Statue hierherkamen, um in der Kirche des Heiligen Herzens zu ihr zu beten.

Verschiedentlich wurde sogar behauptet, daß die Menschen aus ganz England herbeiströmten; doch Lou war nicht sicher, ob sie nun wirklich beten oder nur das Kunstwerk bewundern wollten. Daher las sie jetzt aufmerksam den Artikel im Gemeindeblatt:

»Ohne übertriebene Behauptungen aufstellen zu wollen ... viele erhörte Gebete und erfüllte Bitten der Gläubigen ... in außerordentlicher Weise ... zwei bemerkenswerte Heilungen, wenn auch die Ärzte natürlich

noch mit ihrem Urteil zurückhalten, da zunächst eine gewisse Zeit verstreichen muß, ehe man mit Gewißheit von einer endgültigen Heilung sprechen kann. Bei dem ersten Fall handelt es sich um ein zwölfjähriges Kind, das an Leukämie litt. ... Der zweite Fall ... Während wir nichts weniger wünschen, als einen Kult zu errichten, wo kein Anlaß dazu besteht, ist es doch unsere Pflicht, uns allzeit unserer schuldigen Ehrerbietung für Unsere Liebe Frau, die Gnadenspendende, zu erinnern, der wir ...

Wie wir weiterhin von unserem Herrn Pfarrer erfahren, sind ihm drei Fälle von bisher kinderlosen Ehepaaren zu Ohren gekommen. Alle drei geben an, ständig zu unserer Schwarzen Madonna gebetet zu haben, und zwei von ihnen haben ausdrücklich um die Gnade eines Kindes gebeten. In *allen* Fällen wurden die Gebete erhört. Die stolzen Eltern ... Jedes Gemeindemitglied sollte es sich zur Ehre anrechnen, ein besonderes Dankgebet in dieser Sache zu sprechen. ... Der Herr Pfarrer ist für jede weitere Information, ähnliche Fälle betreffend, dankbar ...«

»Sieh mal, Raymond«, sagte Lou, »lies das hier bitte.«

Sie beschlossen, die Schwarze Madonna bei der nächsten Gelegenheit um ein Kind zu bitten.

Als sie am Sonnabend zur Segensandacht fuhren, klapperte Lou mit ihrem Rosenkranz. Raymond hielt vor der Kirche. »Hör mal, Lou«, sagte er, »wünschst du dir auch wirklich ein Kind?« – denn er hatte sie ein wenig im Verdacht, daß sie die Schwarze Madonna nur auf die Probe stellen wollte. »Wünschst du dir wirklich, nach all diesen Jahren, noch ein Kind?«

So genau hatte Lou es sich bisher nicht überlegt. Sie dachte an ihre hübsche Wohnung und den geordneten Tagesablauf, die Abende mit Gästen am hübsch gedeckten Kaffeetisch, die Zeitungsabonnements und die Bücher aus der Leihbibliothek, an ihren ganzen Lebensstil, den sie

nicht hätten pflegen können, wenn sie Kinder besessen hätten. Sie dachte an ihr frisches, jugendliches Aussehen, um das alle Bekannten sie beneideten, und an ihre Ungebundenheit.

»Vielleicht sollten wir es wenigstens versuchen«, meinte sie. »Gott wird uns kein Kind schenken, wenn wir keins haben sollen.«

»Es gibt Entscheidungen, die wir ganz allein treffen müssen«, erwiderte er. »Und wenn ich dir die Wahrheit sagen soll - wenn *du* kein Kind haben möchtest, verzichte ich gern darauf.«

»Es kann nicht schaden, wenn wir darum beten«, meinte sie.

»Man soll sich gut überlegen, worum man betet«, sagte er. »Man darf die Vorsehung nicht versuchen.«

Sie dachte an ihre und an Raymonds Verwandten, die alle verheiratet waren und Kinder hatten. Sie dachte an ihre Schwester Elizabeth mit ihren acht Kindern und erinnerte sich an die Kleine, die so frech zu ihren Lehrern war, so hübsch, so schmollend und so schäbig; und sie erinnerte sich an den dicken kleinen Francis, der an seinem Gummisauger nuckelte und sich an Elizabeths dürrem Hals festklammerte.

»Ich sehe nicht ein«, sagte Lou, »warum ich kein Kind haben sollte.«

Oxford St. John verabschiedete sich am Ende des Monats. Er versprach zu schreiben, aber die Parkers waren nicht überrascht, als die Wochen verstrichen und kein Brief von ihm eintraf. »Ich glaube kaum, daß wir je wieder etwas von Oxford hören werden«, sagte Lou. Raymond meinte Genugtuung in ihrer Stimme mitschwingen zu hören; hätte sie nicht weiter viel von Henry Pierce gesprochen, würde er angenommen haben, sie werde langsam snobistisch wie

so viele Frauen, wenn sie älter werden und ihre Ideale verkümmern.

Henry schrieb, daß er fast wieder ausgeheilt sei; man habe ihm jedoch geraten, nach Westindien zurückzukehren.

»Wir müssen ihn besuchen«, sagte Lou. »Wir haben es ihm versprochen. Wie wäre es damit am übernächsten Sonntag?«

»Einverstanden«, antwortete Raymond.

Am Samstag vor jenem Sonntag wurde es Lou zum ersten Mal übel. Sie quälte sich aus dem Bett, um die Segensandacht zu besuchen, mußte aber plötzlich während des Gottesdienstes hinauslaufen und sich hinter der Kirche im Hof des Presbyteriums übergeben. Raymond brachte sie nach Hause, obgleich sie dagegen protestierte, weil sie noch ihren Rosenkranz vor der Schwarzen Madonna beten wollte.

»Schon nach sechs Wochen!« sagte sie und war sich dabei nicht ganz schlüssig, ob ihre Übelkeit eine Folge der Aufregung oder des Wirkens der Natur sei. »Erst vor sechs Wochen«, sagte sie - und ihre Stimme hatte dabei etwas von ihrem alten Liverpooler Akzent - »haben wir die Schwarze Madonna darum gebeten, und unser Gebet ist erhört worden, siehst du!«

Raymond blickte sie voll ehrfürchtiger Scheu an, während er die Schlüssel hielt. »Bist du wirklich sicher?« fragte er.

Am nächsten Tag ging es ihr wieder besser, so daß sie Henry im Sanatorium besuchen konnten. Er war dicker geworden und, wie sie meinte, etwas gröber und rauher in seiner ganzen Art: wie jemand, der dicht vor seiner körperlichen und geistigen Auflösung gestanden hat und nun fest entschlossen ist, es nicht noch einmal so weit kommen zu lassen. Er wollte das Land so bald wie möglich verlassen, versprach aber, sie vor seiner Abreise noch

einmal zu besuchen. Lou überflog seinen nächsten Brief nur ganz kurz, bevor sie ihn Raymond gab.

Ihre Gäste setzten sich nun nur noch aus ganz gewöhnlichen Weißen zusammen.

»Lange nicht mehr so farbig wie mit Henry und Oxford«, sagte Raymond und sah sich gleich darauf verlegen um, wie jemand, der einen schlechten Witz gemacht hat.

»Vermissen Sie die Nigger sehr?« fragte Tina Farrell, und Lou vergaß, sie zu berichtigen.

Lou gab ihre Arbeit für die Kirche zum größten Teil auf, um für das erwartete Baby zu nähen und zu stricken. Raymond bestellte den *Reader's Digest* ab. Er bemühte sich um eine Beförderung und erhielt sie: die Direktion ernannte ihn zum Abteilungsleiter. Ihre Wohnung war nun nur noch ein Warteraum auf den nächsten Sommer, auf die Zeit nach der Geburt des Babys; bis dahin wollten sie das Geld für die Anzahlung eines Hauses zusammenbringen. Sie hofften auf eines der neuen Häuser, die am Stadtrand entstanden.

»Wir werden einen Garten haben müssen«, erklärte Lou ihren Freunden und dachte dabei: »Ich werde der Mütterunion beitreten.« Inzwischen verwandelte sich ihr Gästezimmer in ein Kinderzimmer. Raymond zimmerte ein Kinderbettchen, ohne Rücksicht darauf, daß die Nachbarn sich über das Hämmern beschwerten. Lou machte eine Wiege aufnahmebereit und besetzte sie mit Rüschen. Sie schrieb an ihre Verwandten; sie schrieb auch an Elizabeth, sandte ihr fünf Pfund und teilte ihr mit, daß in Zukunft keine wöchentlichen Zahlungen mehr erfolgen könnten, da sie nun jeden Penny selbst brauchen würden.

»Sie benötigt unser Geld auch wirklich nicht«, sagte Raymond. »Der Wohlfahrtsstaat kümmert sich schon um Leute wie Elizabeth.« Und er erzählte Lou von dem empfängnisverhütenden Mittel, das er auf dem Nachttisch